

## PILUM MURALE ?

Kritisches zum 75. Jubiläum eines Meinungsstreites

JULIUS BEESER

Mit 4 Textabbildungen

Bei Ausgrabungen römischer Kastelle wurden immer wieder klobige Eichenschäfte geborgen. Die Fundstücke sind 1,50 m bis 2,00 m lang und erscheinen bei verschiedener Bearbeitungsqualität im Querschnitt quadratisch, rechteckig oder abgerundet. Von einem handlichen Griff in der Mitte aus verlaufen sie beiderseitig einigermaßen konisch und ziemlich gleichmäßig bis zu den spitzen Enden.

Einem ersten Fund, 1902 in Remagen, folgten 1903 bei den Grabungen im Kastell Saalburg weitere zehn Exemplare<sup>1</sup>. Diese sind nach der Ausgrabung geschrumpft und brüchig geworden; die damalige Konservierungstechnik ließ noch keine bessere Erhaltung zu.

Drei solcher Hölzer erbrachte eine Grabung in Castelhow, England, und nicht weniger als 300 Exemplare fanden sich im augusteischen Kastell von Oberaden. Die vorläufig letzten drei Geräte dieser Art barg man 1977 aus einem Brunnen des Ostkastells bei Welzheim, Rems-Murr-Kreis (Abb. 1)<sup>2</sup>.

Überwiegend folgt man der Meinung von H. JACOBI, der als erster die Funde ausführlich mit jener Abart des römischen Wurfspeeres verglich, die eigens zur Verteidigung von Mauern und Wällen gedient haben soll, mit dem „pilum murale“<sup>3</sup>. Diese Speere zur Wallverteidigung finden sich zwar bei CAESAR<sup>4</sup> und einer Reihe anderer römischer Schriftsteller zitiert, doch keiner liefert eine deutliche Beschreibung oder zeigt die Unterschiede zum heeresüblichen, längst in allen Varianten bekannten Wurfspeer, dem „pilum“, auf.

Auf die Identität der hier beschriebenen Fundstücke mit den Speeren zur Wallverteidigung könnte ein Vermerk von POLYBIOS hinweisen<sup>5</sup>, der als einziger antiker Schriftsteller von den üblichen leichten Wurfspeeren schwere unterscheidet. Er berichtet von römischen Fußsoldaten, die je einen leichten und einen schweren Wurfspeer getragen hatten. Der letztere mußte nach den Angaben des POLYBIOS den stattlichen Durchmesser von etwa 9 cm gehabt und damit annähernd der Länge und Stärke der Fundstücke entsprochen haben.

Nicht nur das hohe Gewicht, sondern auch die allzusehr von einem Speer abweichende Form der Fundstücke gaben natürlicherweise genug Anlaß, sie als etwas anderes zu

<sup>1</sup> H. JACOBI, Die pila muralia der Saalburg. Saalburg Jahrb. 6, 1927, 157 Abb. 65.

<sup>2</sup> D. PLANCK, Archäologische Ausgrabungen 1977, 64 ff.

<sup>3</sup> JACOBI, Saalburg<sup>1</sup> 156 ff. — G. KROPATSCHEK, Mörserkeulen und Pila muralia. Jahrb. d. Kaiserl. Arch. Inst. 23 H. 2, 1908, 79 f. — A. OXÉ, in Veröffentl. Städt. Mus. f. Vor- u. Frühgesch. Dortmund Bd. 2 (1938). Das Römerlager in Oberaden (Hrsg. CH. ALBRECHT) 76 f.

<sup>4</sup> CAESAR, De bello gallico V, 40/5 und VII, 82/1.

<sup>5</sup> POLYBIOS, 6, 23, 9.

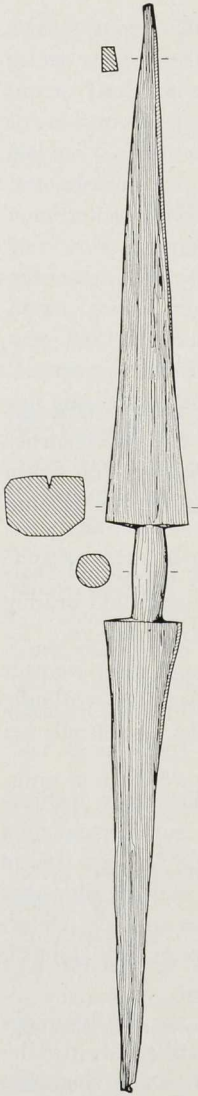


Abb. 1 Welzheim, Rems-Murr-Kreis. Eichengerät der Grabung 1977.

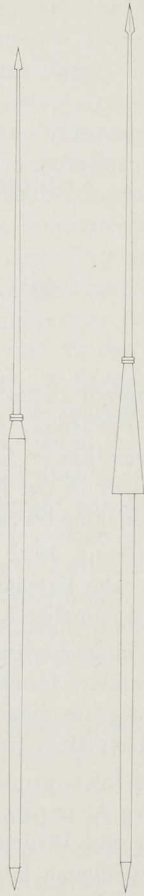


Abb. 2 Römische Pila der leichteren und schwereren Machart.

deuten. E. CONRADS<sup>6</sup> hielt sie für Annäherungshindernisse. Solche werden unter verschiedenen Bezeichnungen (*cervoli*, *cippi*, *lilia* oder *stimuli*) im römischen Schrifttum häufig erwähnt. Allerdings wird nirgends eine deutliche Beschreibung mitgeliefert, auf die CONRADS seine Vermutung hätte schlüssig vergleichend stützen können. Die sehr allgemein gehaltene Deutung der Funde als Annäherungshindernis fand daher insgesamt weniger Anklang als die zuvor erwähnte.

Die wissenschaftliche Diskussion um jene Holzgeräte blieb bisher auf diese beiden Annahmen fixiert, wenn auch teilweise mit Distanz und Vorbehalten<sup>7</sup>. Im folgenden sollen

<sup>6</sup> E. CONRADS, *Pila muralia und ihre Verwendung*. *Germania* 11, 1927, 71 ff.

<sup>7</sup> CH. ALBRECHT, in *Veröffentl. Städt. Mus. f. Vor- u. Frühgesch. Dortmund* Bd. 2 (1938). Das Römerlager in Oberaden (Hrsg. CH. ALBRECHT) 15. — PLANCK, *Ausgrabungen*<sup>2</sup> 67.

nun die seitherigen Thesen ausführlich diskutiert und es soll ein ganz anderer Verwendungszweck erörtert werden.

Es machte jedem, der die Geräte als „pila muralia“ verstand, logisch zu schaffen, wie weit der Kampfwert so unhandlicher Hölzer unter dem des im römischen Heer gebräuchlichen Wurfspeeres, des „pilum“, lag. Diese leichten, ausgewogenen, weit fliegenden und durchschlagkräftigen Speere hatten eine eiserne Spitze oder gar einen eisernen Vorderschaft. Schon allein aus den kraß ungleichen Wurfeigenschaften folgt zwingend, daß die hier beschriebenen Fundstücke als Wurfspeere nicht in Frage kamen, wenn übliche Wurfspeere zu Gebote standen<sup>8</sup>. An selbstgefertigten Zusatz- oder „Wegwerf“-Speeren bestand gewiß bei längeren Abwehrkämpfen ein Bedarf. Es wird sich bei ihnen um einfache Speere gehandelt haben, die in der römischen Literatur als „hastae purae“ bezeichnet werden. Diese dürften mit geringstem Arbeitsaufwand aus geschälten Stangen hergestellt worden sein, vorne geschärft, bestenfalls mit brandgehärteter Spitze. Nach Maß, Gewicht und Handlichkeit, wie auch hinsichtlich der Wurftechnik, kamen sie dem „pilum“ sehr nahe. Insbesondere konnte ihr rückwärtiger Schaft frei durch die Wurfhand gleiten. Solche Einfachspeere konnte sich der Legionär auf Vorrat zur Wallverteidigung bereitlegen. Hatte er sie dann verschossen, so blieb ihm für den weiteren Kampf das „pilum“ als Wurfspeer oder Stoßlanze erhalten.

All die geschilderten Vorteile einer improvisierten „hasta pura“ ließen die fraglichen Holzgeräte vermissen. Vor allem wären ihre bis zu 15 cm breiten Auskragungen hinter dem Handgriff beim Wurf höchst hinderlich gewesen, wenn sie nicht gar den Werfenden am Handrücken verletzten. Außerdem hätte eine ganz andere Wurftechnik als bei „pilum“ und „hasta pura“ in Kauf genommen werden müssen. Da vor allem die arbeitsaufwendige, konisch zulaufende Spitze des rückwärtigen Schaftes keinen logisch faßlichen Zweck erfüllt, wird man das Gerät kaum als „pilum murale“ ansehen können. Es liegt erheblich näher, in dem selbstgefertigten Einfachspeer das „pilum murale“ zu vermuten als in dem klobigen Gegenstand dieser Abhandlung.

Je nach Verwendungszweck und Machart erwähnt die römische Kriegsliteratur verschiedenartige Annäherungshindernisse unter jeweils anderen Bezeichnungen. Hierbei konnte es sich vom einfachen Astverhau angefangen bis hin zur komplizierten Anlage handeln. Dementsprechend vielschichtig sind die Indizien, die sich für und wider eine Bestimmung der ausgegrabenen Hölzer als Annäherungshindernisse anführen lassen.

CAESAR erwähnt, daß die belgischen Gallier zu Beginn ihres Ausfalles aus der von ihm belagerten Stadt Alesia durch Einreißen ihrer Erdwälle das zugeschüttet haben, „was die Römer im Boden versteckt hatten“. Es könnte sich um verdeckte Wolfsgruben gehandelt haben, in deren Boden hölzerne Schäfte als Spieße eingelassen waren. Nach Größe und Form kämen hierfür unsere Funde in Betracht. Weshalb aber der hohe und außerdem nutzlose Arbeitsaufwand für die zweite Spitze der Spieße und vollends für den Handgriff? Und womit wäre die höchst unzweckmäßige Länge von 1,50 m bis 2,00 m zu erklären; denn die Spieße sind selbst dann zu lang, wenn sie — wiederum mit überflüssiger Arbeit — etwa bis zur Hälfte in den Grubenboden eingetrieben worden wären? Als Grubenspieß hätte doch ein 60 cm bis 80 cm langer nur oben angespitzter Pflock weit besser gedient.

Die bisherigen Fundstücke waren alle in gebrauchsfertigem Zustand, und zwar beiderseits mit unversehrten Spitzen versehen. Beim Einschlagen der Geräte in den Boden der

<sup>8</sup> J. MARQUARDT, Römische Staatsverwaltung (1957) Bd. 2, 341. — PLANCK, Ausgrabungen<sup>2</sup> 65.

Grube wäre dann die obere Spitze unweigerlich gesplittert oder wenigstens abgestumpft. Also hätte sie danach in einem zusätzlichen Arbeitsgang erneut zugespitzt werden müssen. Sollten die Römer mit so unpraktischem Kriegsgerät umgegangen sein?

Es sind nach alledem doch mehr als genug Umstände, die überzeugend gegen die Annahme sprechen, es habe sich hier um Spieße für Wolfsgruben gehandelt.

Könnten die Geräte statt dessen als offene Annäherungshindernisse verwendet worden sein — sei es gleichgerichtet in Reihen oder gar, nach Art Spanischer Reiter, gekreuzt vor dem Wallgraben im Boden eingelassen?

Auch hierfür wären sie — aus gleichen Gründen wie die vermeintlichen Grubenspieße — nicht nur zu unpraktisch, sondern auch viel zu arbeitsaufwendig gewesen.

Es sprechen darüber hinaus noch drei weitere Indizien gegen den angeblichen Verwendungszweck der Geräte als offene Annäherungshindernisse.

Erstens: Die konische Form der im Boden eingelassenen Spitze des „Annäherungshindernisses“ hätte es dem Angreifer leicht ermöglicht, es herauszureißen, viel eher jedenfalls als etwa einen mit unbearbeitetem Schaft eingelassenen Pfahl. Wozu also ein so überflüssiger Arbeitsaufwand, den das konische Zuspitzen fast des halben Gerätes verursachte, wenn damit sogar die Beseitigung des Hindernisses durch die Angreifer erleichtert wurde?

Zweitens: Es hätte sich bei den vielen Ausgrabungen vor Kastellen oder besonders gefährdeten Limesabschnitten doch erwarten lassen, daß sich unter günstigen Bodenverhältnissen irgendwo einmal reihenweise Spuren konischer, spitz verlaufender Löcher solcher „Annäherungshindernisse“ hätte finden lassen. Das aber war bislang nicht der Fall.

Drittens: Von den Fundstücken aus der Saalburg ist etwa die Hälfte mit einem eingeschnitzten Kreuz, eher wohl mit der römischen Zahl X, gekennzeichnet. Von denen aus Oberaden tragen etwa 70 das eingekerbte Signum der Truppeneinheit. Die Saalburgfunde waren eilig und etwas roh mit dem Handbeil (*dolabra*) gefertigt, aber dennoch gekennzeichnet. Bei den zumeist sorgfältig gefertigten Holzschäften aus Oberaden findet sich oft außer dem Zeichen der Centurie, dem seitenverkehrten C, auch das C als Abkürzung von Kohorte (*cohors*) und zumeist noch der (abgekürzte) Name des *Centurio*<sup>9</sup>. Im römischen Heer war es üblich, die Waffen, Geräte und Gebrauchsgegenstände, ja oft sogar Ziegel, mit dem jeweiligen Zeichen der Truppe oder des Besitzers zu versehen. Daß dieses häufig auch mit den fraglichen Fundstücken geschah, spricht deutlich für ihre Eigenschaft als individuelles und längerwährendem Gebrauch durch ein und denselben Benutzer dienendes Ausrüstungsstück. Bei Annäherungshindernissen würde der Zweck einer Kennzeichnung oder Beschriftung nicht einleuchten. Denn da diese außerhalb von Lagern und Wällen eingeschlagen wurden, gab ihr Hersteller den Besitz an ihnen fast gleichzeitig mit der Herstellung auf.

Holzpfähle mit feindwärts gerichteter Spitze sind gewiß in zahllosen Kriegen als Annäherungshindernisse verwendet worden. So hat z. B. A. v. MENZEL<sup>10</sup> in einer Schlachtenszene aus dem Siebenjährigen Krieg eine Art Spanischen Reiter als Flankenschutz gezeichnet (Abb. 4). Durch einen sechskantigen Längsbalken waren je drei Reihen von Holzspießen geführt, die nach Aussehen und Gesamtlänge etwa den römischen Fundstücken entsprechen. Allerdings hätten die von friderizianischen Pionieren in den Längs-

<sup>9</sup> Oxé, Oberaden<sup>3</sup> 76 ff. u. Taf. 53 (Ausschnitt auf Abb. 3 hier).

<sup>10</sup> F. KUGLER, Geschichte Friedrichs des Großen. Mit den berühmten Holzschnitten von ADOLPH VON MENZEL. Gedenkausgabe zum 150. Todestag des großen Königs (1936) 157.

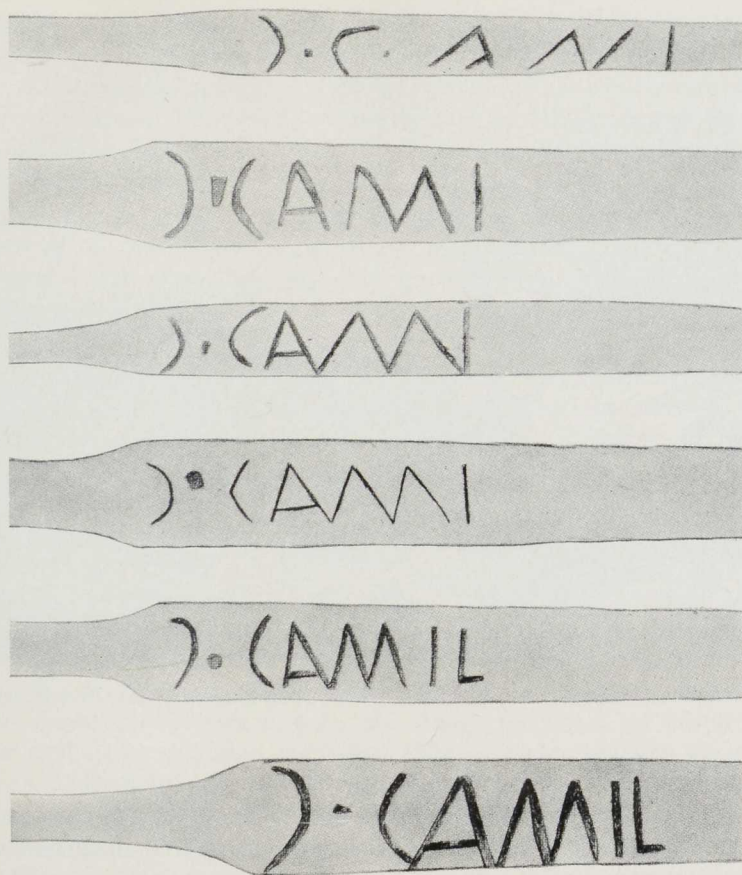


Abb. 3 Oberaden. Eichengeräte mit dem Signum der Truppeneinheit.

balken eingetriebenen Spieße nicht darin gehaftet, wenn sie in der Mitte eingekerbt gewesen wären – im Gegenteil, dort mußten sie am dicksten sein, um fest zu stecken. Da auch die Doppelspitzen nicht konisch geformt waren, fehlt es erst recht an der äußerlichen Vergleichbarkeit mit den römischen Geräten, womit ein vertretbarer Rückschluß auf deren Zweck als Annäherungshindernisse haltlos wird. Und vollends – nichts bei den römischen Hölzern deutet auf einen Zusammenhang mit verbindenden Längsbalken hin: Es gab den römischen Vorläufer des fridericianischen Flankenschutzes nicht. Sowohl Wolfsgrubenspieße als auch offene Annäherungshindernisse stellten die praktisch veranlagten Römer mit weit geringerem Arbeitsaufwand und ungleich besserem Verteidigungseffekt aus kürzeren, ungeglätteten, bestenfalls mit rohen Spitzen versehenen Pfählen her, ohne überflüssigen Griff in der Mitte, ohne konisches Zuspitzen, ohne Signum der Einheit.

All diese Indizien rechtfertigen den Schluß, daß die fraglichen Fundstücke keine Annäherungshindernisse waren.

In der Saalburg und in Welzheim waren die Geräte in Brunnen von Kastellen gefunden worden. Fast überall wurden und werden noch heute Seil und Schöpfeimer über Brun-

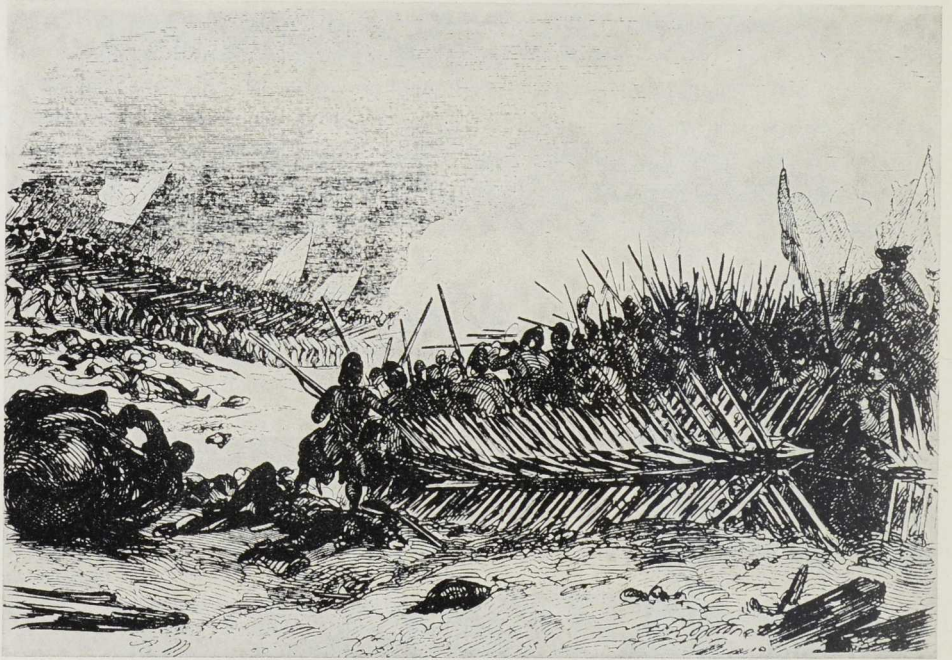


Abb. 4 Holzschnitt ADOLPH VON MENZELS. Annäherungshindernis im Siebenjährigen Krieg (vgl. Anm. 10).

nenspindeln geführt, um das Wasserschöpfen zu erleichtern und Verschmutzungen des Brunnens zu vermeiden. Für brauchbare Brunnenspindeln waren allerdings sowohl die Mittelkerben als auch die äußeren Enden der Geräte im Querschnitt zu schmal, also kaum genügend belastbar. Auch wäre es eine sinnlose Arbeit gewesen, Brunnenspindeln von der Mittelkerbe an konisch zuzuspitzen. Und wie wäre das Vorhandensein ganzer Serien von Brunnenspindeln wie in der Saalburg und besonders in Oberaden erklärlich?

Daß römisches Brunnengerät anders aussah und mit unseren Hölzern nichts gemein hatte, bewiesen nicht zuletzt die Ausgrabungen in Welzheim. Dort wurden nämlich aus ein und demselben Brunnen nicht nur drei solcher Holzschäfte, sondern auch eine vollständige Zugvorrichtung samt Brunnenspindel geborgen. Sie bestand aus kurzen, muldenförmig eingekerbten Balken als Widerlager sowie einer achtkantigen Brunnenspindel. Deren einigermaßen gleichbleibender Durchmesser betrug etwa 20 cm, und sie überragte mit ihrer Länge von 1,30 m den Brunnendurchmesser nur um weniges.

Fast ständig hatten römische Legionäre Pfostenlöcher auszuheben, so vor allem beim Bau sowie bei der Ausbesserung der Holzpalisaden am Limes, der allein in Germanien mehr als 500 km lang war und des öfteren verlegt wurde, weiterhin zur Holzversteifung von Erdwällen mittels Schanzpfählen, für Palisaden auf den Wällen der Lager und Holzkastelle, für Brustwehren hinter den Kastellmauern und schließlich für Holz-Fachwerk- und Flechtbauten sowie für Holzzäune inner- und außerhalb der Kastele.

Es ist schwierig, tiefe, dennoch aber schmale und taugliche Pfostenlöcher mit dem üblichen Schanzzeug, nämlich mit Hacke und Schaufel, auszuheben. Denn oft fällt Erde ins Loch zurück, und am Ende ist der obere Teil des Loches stets breiter als der einzu-

setzende Pfosten. Also bestand damals ein nachhaltiger Bedarf an eigens zum Einpfählen geeigneten Geräten, und hierzu dienten wahrscheinlich die fraglichen Funde. Es sind auch heute noch ähnliche – allerdings eiserne und nur einseitig spitze – Geräte im Bauwesen und beim Weinbau durchaus gebräuchlich, die sogenannten Setzeisen. Für kleine Pflanzlöcher sind Setz-, Pflanz- oder Steckhölzer von etwa 30 cm Länge nach wie vor höchst nützliche Geräte.

Die Bezeichnung „Setzholz“ trifft daher aus heutiger Sicht auf die römischen Geräte am ehesten zu. Eiserne Geräte als zusätzliches Marschgepäck wären für römische Fußsoldaten wegen ihres hohen Gewichtes im wahrsten Wortsinn untragbar gewesen. Stattdessen richteten sich die ans Improvisieren tagtäglich gewöhnten Legionäre ihre Geräte im Bedarfsfall an Ort und Stelle aus Hartholz her.

Im Zuge der marianischen Heeresreform war dem römischen Fußsoldaten – einschließlich Waffen und Geräten – ein Marschgepäck bis zu 30 kg zugemutet worden, daher auch sein Spottname: marianischer Esel (*mulus marianus*). Zu alledem soll der Legionär gelegentlich noch einige Schanzpfähle (*valli*, *sudes*, *stipides*, *tribuli lignei*) mit sich getragen haben<sup>11</sup>. Solche durchweg leichteren Hölzer dienten dem Verpfählen und Versteifen von Erdwällen oder zum Bau von Brustwehren auf Lagerwällen; sie wogen als Zusatzlast noch schwer genug.

Um solche einfachen Schanzpfähle herzurichten, brauchte ein Legionär nur wenige Minuten. Also muß man sich fragen, weshalb er sie gelegentlich mitzuschleppen hatte. Vielleicht zum Bau von Marschlager in holzarmen Gegenden? Wo aber Holz vorhanden war, wäre das Mitführen von Schanzpfählen nicht sinnvoll gewesen. Dagegen hätte es auch dort durchaus eingeleuchtet, wenn die Truppe Setzhölzer bei sich gehabt hätte. Einerseits weil sie – verglichen mit Schanzpfählen – eine vielfache Herstellungszeit erforderten, andererseits weil man durchaus nicht überall mit dem Vorhandensein von Hartholz rechnen konnte, wie es für Setzhölzer benötigt wurde.

Auf der Trajanssäule in Rom sind Legionäre abgebildet, die ihr Gepäckbündel (*sarcina*) an einem Tragstock (*furca*) über der Schulter tragen. Stand im Feindgebiet der Lagerbau in Aussicht, so wurden immer Setzhölzer benötigt. Lag es da nicht nahe, daß ein Teil der Truppe den Tragstock mit dem Setzholz vertauschte? Dessen Mittelkerbe eignete sich ebensogut zum Befestigen des Gepäckbündels wie die sich konisch verjüngende Spitze des Gerätes zum Festhalten auf dem Marsch.

Könnten es demnach Setzhölzer gewesen sein, die POLYBIOS in seiner griechischen Muttersprache als schwere Speere bezeichnete? Wurden etwa die Setzhölzer „*pila muralia*“ genannt, obwohl sie keine Speere waren? Übertragene Wortbegriffe, wie sie heutzutage benutzt werden (etwa „Gulaschkanone“), könnten durchaus in der römischen Soldatensprache üblich gewesen sein.

Bei derartigen Auslegungen ist daran zu denken, daß das Setzholz weder so gebräuchlich noch so bekannt war wie der gewöhnliche Wurfspeer. Denn Schanzarbeiten waren nur im Feindgebiet erforderlich, und auch dort war nur ein kleiner Teil der Truppe mit dem Setzholz tätig. Die Mehrheit war als vorgeschobene Feldwache zum Schutz der Schanzarbeiten eingeteilt, war mit dem Abholzen von Lagerplatz und Schußfeld, dem Aus-

<sup>11</sup> A. PAULY / G. WISSOWA, *Realencyclopädie der Class. Altertumswissenschaft* (1955) Reihe 2, Bd. 15, 292. — J. KROMAYER / G. VEITH, *Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer* (1928) 341 f. — PH. FILTZINGER / D. PLANCK / B. CÄMMERER, *Die Römer in Baden-Württemberg* (1976) 89.

heben des Grabens (fossa) sowie dem Aufwerfen von Wall (vallum, agger) und Wehrgang, dem Einpfählen der Schanzhölzer sowie mit Wasserholen und Zeltbau befaßt.

Daß damals – im Gegensatz zum heutigen Setzeisen – die Geräte zweispitzig gefertigt wurden, könnte in der rationellen Arbeitsweise begründet sein. Hätte man nämlich die obere Hälfte des Gerätes nicht zugespitzt, so wäre die untere zwar genau so tauglich, das ganze Gerät aber doch nur von halber Gebrauchsdauer gewesen. Abgenützte Spitzen konnten öfters neu geschärft werden. Waren sie dann durch häufiges Nachspitzen zu kurz geworden, so wurden sie verbrannt, weggeworfen wie in der Saalburg oder in Oberaden, oder sie wurden wie in Welzheim als Ausbesserungsmaterial verwendet.

Zur Herstellung des Pfostenloches hielt der Legionär das Setzholz am oberen Teil und führte das unter Ende in den Boden ein. Im Stehen, mitunter wohl auch im Knien, rüttelnd und drehend, mit ständigem Druck nach unten vertiefte und verbreiterte er das Pfostenloch. Wechselnder Gebrauch der im Durchmesser und Zuschnitt etwas ungleich verlaufenden Spitzen des Setzholzes erleichterte ihm jeweils das Vertiefen oder das Verbreitern. Dabei wird er häufig auch am Handgriff zugepackt haben. Es vereinfachte die nachfolgende Arbeit des Einrammens der Pfosten, wenn das Pfostenloch dem Profil von Spitze und unterem Teil des einzusetzenden Pfostens möglichst nahe kam. War die Spitze des Setzholzes genügend in den Boden eingedrungen, dann zeigte sich der eigentliche Vorteil der Auskragungen hinter dem Handgriff. Diese waren nämlich höchst nützliche Trittplächen, auf die der Legionär den Fuß setzen und damit das Werkzeug nach Art des Spatens vollends tief in den Boden eintreiben konnte. Damit erhielt das Pfostenloch schließlich die gewünschte Richtung, Führung und Tiefe. Außerdem preßte der seitliche Druck des Setzholzes die Lochwand ringsum glatt und fest.

Das Setzholz wurde fast durchweg in lose aufgeschüttetem, lockerem Erdreich verwendet, nämlich in dem frischen Aushub von Wallgräben des Lagers. Hier war das Setzholz ohne besondere Mühe und wohl zumeist ohne Zuhilfenahme von Fuß oder Knie bis zur Mittelkerbe einzutreiben. Gleiches war bei lockeren Böden aus leichtem Sand oder Humus möglich. Dagegen mußte bei gewachsenen, schweren oder gar steinigen Böden mit Hacke und Schaufel vorgearbeitet werden. Durch das Setzholz war es viel leichter, Pfosten einzurammen und ihnen festen Sitz zu geben, als es mit sonst üblichem Schanzzeug zu schaffen gewesen wäre.

Dem Setzholz kam nach heftigen Regenfällen eine nützliche Nebenfunktion zu, wenn auf den festgetretenen Wegen im Kastell oder hinter dem Limes große Wasserlachen zurückblieben. Stieß man mit dem Gerät Abflußlöcher hinein, so floß das Wasser rascher ab.

Darüber hinaus darf man überzeugt sein, daß die Legionäre in Not- und Ausnahmefällen durchaus auch gelegentlich zu den Setzhölzern griffen, um sich im Nahkampf zu verteidigen, so etwa, wenn sie ihre Pilen und „pila muralia“, verschossen hatten. Gewiß konnten auch besonders gefährdete oder noch unfertige Wall- und Palisadenabschnitte vorübergehend mit Setzhölzern bewehrt werden, indem man sie etwa am Fuß der Palisaden mit feindwärts gerichteten Spitzen einschlug. Solche gelegentlichen Improvisationen rechtfertigen es allerdings nicht, in dem Setzholz ein Mehrzweckgerät zu sehen.

Unter den Funden aus Oberaden fällt eine ganze Reihe dadurch auf, daß sie im Querschnitt kleiner, sorgfältig abgerundet und daher leichter sind. Diesen Stücken versucht JACOBI<sup>12</sup> mit Hilfe mancher Indizien einen anderen Verwendungszweck zuzuschreiben.

<sup>12</sup> JACOBI, Saalburg<sup>1</sup> 163 ff. – MARQUARDT, Staatsverwaltung<sup>8</sup> 341.



Er hält sie für Geschosse von Pfeilgeschützen (*pilum catapultarium*), also immerhin auch für eine Art von „*pila muralia*“. Allerdings taugten Pfeilgeschütze nicht nur zur Verteidigung, sondern auch zur Belagerung.

So richtig es ist, die Unterschiede an dieser Gruppe von Hölzern nicht zu übersehen, wirkt doch ihre Deutung als Geschützpfefile recht konstruiert: Wie hätte denn an den feinen Spitzen der Holzschäfte der nach vorne schnellende Sehnenstrang des Pfeilgeschützes richtig auftreffen können? Als „Geschosse“ hätten sie wegen der konischen Auskragungen nicht fest, zumeist sogar nur an zwei Punkten auf der Richt- und Gleitfläche aufgelegt. So aber wäre weder ein erfolgversprechendes Zielen noch gar ein justierter Abschluß möglich gewesen. Auch ist die Form der Geräte ballistisch untauglich, weil die überlange „Geschoß“-Spitze und die — ganz überflüssige — Mittelkerbe keine stabile Flugbahn zugelassen und damit keine Treffsicherheit verbürgt hätten.

Demgegenüber ist es naheliegend und plausibel, auch diesen leichteren Geräten die Funktion als Setzhölzer zuzuerkennen — nur eben für Pfosten geringeren Durchmessers. Solche wurden etwa für Wände oder Brustwehren aus Flecht- oder Lehmfachwerk sowie für leichtere Holzzäune häufig benötigt.

Die Geräte aus der Saalburg und aus Welzheim wiesen überwiegend scharfkantige Trittflächen auf. Demgegenüber setzten die Auskragungen derjenigen aus Oberaden häufig kreisförmig an; dergestalt boten sie vielleicht noch dem Knie und Schienbein, nicht aber dem Fuß genügenden Ansatz. Das mag die Tauglichkeit der Oberadener Setzhölzer beim Einpfählen etwas beeinträchtigt haben. Dafür mögen sie als Tragstock des Gepäckbündels bequemer auf der Schulter gelegen haben.

Römische Hölzer müßten stets in Zusammenhang mit Holz-, Fachwerk- oder Flechtbauten zu finden sein, nicht aber im Bereich reiner Steinbauweise. Gerade JACOBI<sup>13</sup> lieferte bei der Beschreibung des Fundortes der Saalburg-Geräte unfreiwillige Indizien für die Deutung als Setzholz und damit gegen diejenige als „*pilum murale*“. Dort waren die Geräte zusammen mit Brandresten aus dem alten hadrianischen Holzkastell in einen Brunnen geworfen worden, der damals vermutlich wegen gesunkenen Grundwasserspiegels aufgegeben wurde.

Dieser Brunnen lag an der abgerundeten Nordwestecke des Kastells, und nur diese Strecke enthielt hölzerne Bauteile. Der Wiederaufbau des Kastells erfolgte im übrigen in Steinbauweise. Also landeten die Setzhölzer geradezu folgerichtig in dem aufgelassenen Brunnen, weil sie ausgedient hatten, nicht — wie JACOBI meint — um „die immerhin noch brauchbaren Waffen einer Wiederbenutzung durch den Gegner zu entziehen“.

Bekanntlich gibt es keine römische Darstellung eines Soldaten mit Setzholz. Wie etwa das Wasserholen oder Misten von Pferdeställen gehörte auch das Schanzen zu den niedrigen Arten des Kriegsdienstes; es war ausschließlich die Obliegenheit unterer Mannschaftsdienstgrade. Selbstverständlich zog es der Krieger vor, in schimmernder Wehr aufzutreten und sich ebenso dargestellt zu sehen — aber ja nicht mit erdigem Schanzzeug, womöglich mit einem Setzholz, das doch, wie üblicherweise im Zivilleben, viel eher in Sklavenhand gehörte. Hätte es sich bei den Geräten um „*pila muralia*“ im Sinn der bisher überwiegenden Ansicht, also um Waffen, gehandelt, so fänden sich solche gewiß da und dort in römischer Kriegerfaust abgebildet.

Wenn das Gerät hier als Setzholz gedeutet wird, so wird sowohl seine Identität mit dem Speer zur Wallverteidigung als auch mit der des Annäherungshindernisses verneint.

<sup>13</sup> JACOBI, Saalburg<sup>1</sup> 157.

Die Suche nach dem wirklichen „pilum murale“ wäre in anderer Richtung fortzusetzen, wenn man nicht den selbstgefertigten Einfachspeer (hasta pura) dafür halten will. Diese Einfachspeere haben vermutlich ihre häufigste und wirksamste Anwendung bei der Verteidigung von Mauern und Wällen gefunden — was dann auch die charakterisierende Bezeichnung „pilum murale“ nahegelegt hätte.

Im übrigen könnte die Theorie vom Setzholz durch die Auswertung einschlägiger römischer Texte bestätigt werden, sobald man sie erst einmal von dem Gesichtspunkt aus durchdenkt, daß ein bisher nicht beachteter Sachbegriff gewiß auch eine eigene Bezeichnung hatte. Denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß das Setzholz zwar begrifflich, nicht aber auch sprachlich von den Bezeichnungen für Schanzpfähle unterschieden worden wäre. Demnach besteht gewisse Aussicht, daß außer dem Begriff und Zweck des Setzholzes auch noch seine lateinische Bezeichnung wieder entdeckt wird.

*Anschrift des Verfassers:*

Dr. JULIUS BEESER  
Schöttlestraße 26  
7100 Heilbronn